

Magazin



Vielleicht sei die Zeit des Buskers irgendwann einfach vorbei, sagt Christine Wyss. «Wir evaluieren jedes Jahr, wie sehr das Festival noch wandelbar ist.» Foto: Susanne Keller

«Männern wird in der Branche noch immer mehr zugetraut»

20 Jahre Buskers Bern Festivalleiterin Christine Wyss über Gratismentalität, Veranstaltungsdichte – und eine Schlange, die für den ultimativen Schockmoment sorgte.

Sarah Sartorius

Christine Wyss, die Tirade gegen Sie von Büne Huber während des Patent-Ochsner-Konzerts vom vergangenen Freitag ist kurz vor dem Buskers das Stadtgespräch. Was sagen Sie dazu?
Dazu möchte ich mich nicht äussern.

Sie werden oft für Ihre direkte Art kritisiert. Wie gehen Sie damit um?

Ein Stück ist das «name of the game» und gehört dazu, wenn sich jemand exponiert. Aber klar stecke ich Kritik nicht einfach so weg, vor allem wenn sie auf mich als Person zielt. Ich vermute, dass diese Kritik auch damit zu tun hat, dass ich eine Frau bin.

Wie das?

Eine Frau als Festivalleiterin ist in der Eventbranche leider immer noch die grosse Ausnahme. Ich muss mich oft vor reinen Männergremien behaupten. Ich mache das jetzt seit über 20 Jahren, und noch immer wird manchen Männern in der Veranstaltungsbranche mehr zugetraut.

2018 sagten Sie in einem Interview, Sie möchten das Buskers Bern in ein paar Jahren abgeben. Was ist aus diesem Wunsch geworden?

Das Festival ist wie ein Kind, das man ziehen lassen muss. Ein Kind, das ziemlich viel Betreuung braucht. Die perfekte Nachfolgelösung haben wir noch nicht gefunden. Solange ich Freude daran habe und körperlich und psychisch noch mag, mache ich gern weiter, hätte aber nichts dagegen, etwas kürzerzutreten. Wir sind ein super

Team und in all den Jahren hat es erstaunlicherweise keine nennenswerten Zwischenfälle gegeben. Aber wir sind halt eine Non-Profit- und Low-Budget-Organisation. Für das, was wir bieten – 300 Shows an drei Tagen –, ist unser Budget bescheiden. Wegen des Lohnes arbeitet niemand bei uns. Leidenschaft und Hingabe verlangen einem viel ab.

Sie könnten das Festival also ohne Probleme übergeben?

Auf jeden Fall. Vielleicht ist aber auch die Zeit des Buskers Bern irgendwann einfach vorbei. Wir evaluieren jedes Jahr, wie sehr das Festival noch wandelbar und ob es noch zeitgemäss ist. Stichwort Cashless: Wir können kein geschlossenes Cashless-System à la Gurten einführen. Wir befinden uns mitten in der Stadt, ohne Absperrung. Wenn jemand spontan an einer unserer Bars ein Bier trinken will, sollte er nicht erst eine Karte aufladen müssen. Und die Auftretenden leben vom Hutgeld. Sie können mittlerweile auch via QR-Code bezahlt werden, aber wir setzen weiterhin auf Bargeld und bitten das Publikum auch explizit, dieses mitzubringen.

42 Acts aus 62 Nationen

Das Buskers Bern wurde 2003 von den Schwestern Christine und Lisette Wyss als Verein gegründet, 2004 fand die erste Ausgabe statt. Lisette Wyss stieg 2018 aus. Christine Wyss ist Gesamtleiterin des dreitägigen Festivals. Zur Co-Leitung gehören Julia Wietlisbach, die für die Programmierung der visuellen Produktionen zuständig ist, und Stefan Jampen. Das OK umfasst rund 30 Personen,

«Wir wollen ja auch keine ausgestorbene Stadt, die nur noch aus Airbnbs besteht.»

Sie haben in der Vergangenheit moniert, das Bündelsystem könnte wegen der Gratismentalität in Gefahr sein. Wie ist die Situation heute?

Der Verkauf ist zum Glück stabil geblieben. Sonst müssten wir aufhören. Der Erlös muss ein Drittel unseres Gesamtbudgets decken. Aber es ist immer noch so, dass weniger als die Hälfte der Besuchenden ein Bündeli kauft. Konsumation darf ja nichts mehr kosten, Musik wird am liebsten kostenlos gestreamt. Wenn ich unter dem Jahr einer Musikerin auf der Strasse zuhöre, dann konsumiere ich das Produkt dieser Person und bezahle auch dafür. Das Weiter-

bestehen des Festivals steht auf drei Säulen: Der Bündelverkauf muss funktionieren, die Künstlerinnen und Künstler müssen weiterhin bereit sein, für Hutgeld zu spielen, und wir brauchen genügend Freiwillige.

Extremwetterereignisse haben zugenommen. Was hat das für Auswirkungen auf das Festival?
In La Chaux-de-Fonds wurde soeben das Strassenkunstfestival La Plage des Six Pompes wegen des Sturms abgesagt. Die Klimakrise betrifft uns Veranstaltende ganz direkt. Umso wichtiger ist es, weiterhin auf Nachhaltigkeit zu setzen. Wir haben seit Beginn Mehrweggeschirr, zudem strenge Standards für die Foodstände, wir lassen die Bündeli in Österreich statt in Asien produzieren und alles im Breitenrainquartier drucken. Natürlich versuchen wir, auch auf Zugreisen statt Flüge zu setzen, auch wenn das leider nicht immer gelingt.

Wie hat sich die Berner Altstadt in den letzten 20 Jahren verändert?
2003 war sie leer, von den diversen Pop-ups noch keine Spur. Jede andere grössere Schweizer Stadt hatte damals ein Fest, Bern nicht. Es hat so etwas wie das Buskers Bern gebraucht. Bei der Stadt sind wir dann mit unserem pfannenfertigen Konzept auch auf offene Ohren gestossen.

Mittlerweile ist die Veranstaltungsdichte in Bern riesig, gerade in diesem Sommer.
Man muss ein gutes Gleichgewicht finden, damit es den Leuten nicht den Deckel lupft. Es ist letztlich ein politischer Entscheid. Wenn die Toleranzgrenze zu fest ausgereizt wird, ist es

schwierig. Aber die sogenannte Mediterranisierung der Stadt war ja gewünscht. Wir wollen ja auch keine ausgestorbene Stadt, die nur noch aus Airbnbs besteht.

Dieses Jahr tritt die Rapperin La Nefera auf, keine typische Strassenmusikerin.

Die Strassenmusikerin, den Strassenmusiker an sich gibt es nicht. Es ist eine romantische Vorstellung, dass Musikerinnen nur vom Spielen auf der Strasse leben können. In Diskussionen mit Bands, die wenig Erfahrung mit Auftritten auf der Strasse haben, frage ich immer: Was braucht ihr wirklich? «Reduce to the max» lautet das Credo. Sie müssen sich bei unseren Auftritten intensiv mit ihrem Sound auseinandersetzen und die Konzerte meist auch selbst abmischen. Viele sagen uns danach, jetzt seien sie parat fürs Studio.

Welches ist Ihre Lieblingsanekdote der letzten 20 Jahre?

Der Besuch des britischen Fakirs Thomas Blackthorne 2009. Er ist mit einem kleinen motorisierten Wägelchen durch Bern gekurvt und hat sich komplett verfahren. Beim Engehalde-Stauwehr ist ihm das Benzin ausgegangen. Ich musste ihn mit einem Kanister Benzin im Gepäck abholen und bin danach mit ihm in seinem Gefährt gerade noch rechtzeitig an die Show gerast. Er hatte ausserdem eine Boa constrictor dabei. Diese musste er ins Hotelzimmer schmuggeln, wo sie im Doppelbett neben ihm geschlafen hat. Während eines Auftritts hatte er sie im Schlachthaus deponiert. Als die Schlange sich plötzlich aus ihrem Bastkorb wand und über ein Schlagzeug kroch, war das ein unvergesslicher Schockmoment.

«Wenn Sie bis Freitag nichts hören, ist alles gut»

Buch Christine Olmos dokumentiert in einem «Logbuch» die Zeit, als sie doppelt an Krebs erkrankte.

Nach der Mammografie wird die Frau zum Ultraschall aufgeboten. Das ist noch kein Grund zur Beunruhigung. Aber da ist ein schwarzer Fleck. «Noch klein, sagt Dr. K. / Sieht böse aus, sagt Dr. K. / Biopsie, sagt Dr. K.»

Damit nicht genug: Die Frau erhält gleich zwei Krebsdiagnosen: Die Brust und der Unterleib sind betroffen. Das Urteil ist gefallen. Die Himmelsrichtungen sind verrutscht und aus der Erdanziehung geflogen, notiert das Ich: «Seither bin ich / eine Astronautin / ohne Ausbildung.»

Der kleine Berner Allenfalls-Verlag legt nach «Postkarten von den Toten» des italienischen Autors Franco Arminio eine weitere Publikation vor, in der es um den Tod geht. In einem «Logbuch» versammelt nun die 1962 geborene Berner Autorin und Therapeutin Christine Olmos kurze Prosatexte, Gedichte und tagebuchartige Notate, die von der Erkrankung berichten, von den Behandlungen, aber auch von Hoffnung und Verzweiflung.

Dass sie den Befund mitten im Hochsommer erhält, in der blühenden Jahreszeit, macht es für sie anfangs noch schwieriger, die Krankheit zu akzeptieren, die bedrohliche Nähe des Todes: «Er muss doch weiterziehen. / Denke ich. / Sommer ist Reisezeit.»

«Geboren» und «gest-»

Die Autorin evoziert in starken Bildern die Besuche in der Unterwelt des Inselspitals, wo sie bei künstlichem Licht durch lange Gänge geht. Sie sucht Zuflucht in magischem Denken: Im Stockwerk G des Spitals bringt sie Wörter, die mit G beginnen, aufs Papier, von «Glück» über «Güte» bis «geboren» – und «gest-». «Ich werfe den Stift in die Schublade.» Bei einer Kontrolluntersuchung wird ihr beschieden, der Befund sei zu 95 Prozent gut, der Radiologe müsse die Bilder allerdings noch genau anschauen: «Wenn Sie bis Freitag nichts hören, ist alles gut.» Sie hört nichts vom Radiologen, der Freitag wird zum Freudentag.

Die eindringlichen Notate enden an Ostern, wenn die Christen die Wiederauferstehung Christi feiern. Ihre «Wiedergeburt» feiert die Autorin mit einem Spaziergang unter blauem Himmel und denkt dabei zurück, wie sie als Kind in dieser Umgebung mit der Familie Blumen für das Osternest sammelte. «Wo der Wald anfängt, biege ich ab, mein Schatten folgt mir, später wird er neben mir gehen.»

Alexander Sury

Christine Olmos: «Logbuch». Notate. Allenfalls-Verlag, Bern 2023. 80 Seiten mit «Blindporträts» und Hörbuch, gelesen von Michaela Wendt.



Die Autorin und Therapeutin Christine Olmos. Foto: PD